Der Übersetzer

Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Druck und Papier

Straelen
März/April 1987
23. Jahrgang, Nr. 3/4

Klaus Birkenhauer

Die Moral des Übersetzers, Teil 1

Vortrag beim 19. Esslinger Gespräch

Keine Sorge, ich will hier nicht die Rolle des Moses spielen und Ihnen Gesetzestafeln heranschleppen. Und ich werde schon gar nicht den Anspruch erheben, dies sei nun die endgültige, geoffenbarte Wahrheit, nach der sich jeder gefälligst zu richten habe. Sondern ich möchte Ihnen ein paar Überlegungen vortragen, um eine Diskussion anzustoßen und vielleicht Mitstreiter zu gewinnen.
Denn daß wir Übersetzer einige Gesetzestäfelchen (gern so klein wie Karteikarten) durchaus brauchen könnten, läßt sich nicht ernstlich bestreiten: Hier, bei den ESSLINGER GESPRÄCHEN, haben wir uns im Laufe der Jahre bereits über eine ganze Reihe von Grundsätzen geeinigt. Aber die sind immer nur ad hoc formuliert und noch nie systematisch festgehalten worden. Also fange ich heute einfach schon mal mit jener Bilanz an, die zu ziehen uns spätestens im nächsten Jahr, zum 20. ESSLINGER GESPRÄCH, sehr wohl ansteht.
Es gab auch einige äußere Anstöße zum Nachdenken über die Moral des Übersetzers: Vor drei Jahren wollte z.B. ein Verwaltungsjurist dringend für seine Habilitation unsere Berufs- und Ehrenordnung einsehen – Fehlanzeige. Was ihm zwei unserer berufsständischen Verbände, der deutsche BDÜ und die schweizerische ASTI, geschickt haben, kennt man seit langem, daraus können wir nicht viel Honig saugen.
Seit dem letzten Herbst drängelt nun auch unser französischer Schwesterverband, die ATLF, man solle gerade für die literarischen Übersetzer mal einen verbindlichen „Code de Déontologie" aufstellen. Und da die vorliegende, knappe Skizze der ATLF sehr viel konkreter ausgefallen ist als alles, was von den berufsständischen Verbänden stammt, möchte ich sie als Leitfaden meiner Überlegungen nutzen.
Ich übersetze nun die bislang neun Gebote der ATLF gleich in die Redeweise der Zehn Gebote, damit die Sache für Sie möglichst plastisch, vor allem aber schön weit vom Verwaltungsjargon üblicher Berufs- und Ehrenordnungen abgerückt wird:

1. Du sollst nur aus einer Sprache übersetzen, die du gut genug kennst.
2. Du sollst nie in eine Sprache übersetzen, die nicht deine Muttersprache ist, es sei denn, du beherrschtest sie so gut wie deine Muttersprache.
3. Du sollst die Gedanken deines Autors weder mit Absicht noch unbedacht in tendenziöser Weise verfälschen.
4. Du sollst bei deiner Übersetzung weder etwas auslassen noch etwas hinzufügen, falls dadurch das Werk erheblich verändert wird.
5. Du sollst deine Übersetzung nie nach einer anderen Übersetzung, sondern nur nach dem Originaltext machen.
6. Du sollst keine bereits existierende Übersetzung plagiieren.
7. Du sollst alle Anstrengungen unternehmen, daß der Verlag deine Arbeit ernst nimmt (Korrekturen lesen, die Vollständigkeit des Textes kontrollieren usw.).
8. Du sollst keine Übersetzung eines Kollegen überarbeiten, wenn das auf seine Kosten geschieht.
9. Du sollst nie deinen Kollegen insgesamt schaden, indem du zu Bedingungen arbeitest, die schlechter als üblich sind.

Und ich füge gleich ein weiteres, zehntes Gebot hinzu, das vor immerhin 21 Jahren, 1965, auf dem Internationalen Übersetzerkongreß in Hamburg beschlossen wurde:

10. Du sollst kein Werk übersetzen, das den Krieg verherrlicht oder zum Rassenhaß aufruft.

Ich weiß, das ist, so hintereinander weg, ein bißchen viel Verschiedenes. Aber ich will ja die Gebote und Verbote auch im einzelnen besprechen.

Umstritten, oder besser: überhaupt bestreitbar ist wohl keines dieser Gebote. Aber, liebe Kolleginnen und Kollegen, viele, die meisten von Ihnen haben sicher bei dem einen oder anderen Gebot im stillen gedacht: „Danach würde ich mich ja gerne richten, doch die Verhältnisse, die sind nicht so!" Oder Sie formulieren es gar noch drastischer: „Gebote schön und gut – Not kennt kein Gebot."
Richtig: bleiben wir auf dem Teppich. Und zugleich falsch: wenn wir beim schmutzigen Alltag ansetzen, muß die Moral von vornherein auf der Strecke bleiben. Dann können wir darüber entweder gar nicht reden, oder wir müssen vielleicht so ehrwürdige Korrektive für menschliches Fehlverhalten wie Beichte, Reue, Buße und Vergebung wieder einführen.
Diese religiösen Korrektive sind allerdings, und das unterstreicht ihre Bedeutung, längst auch ins Weltliche übersetzt worden und heißen dann – hier bei uns genauso wie im sozialistischen Weltbereich, wo sie sogar institutionalisiert sind – SELBSTKRITIK, und damit läßt sich in der Tat etwas machen.
Geben wir also ruhig zu (wir haben es hier ja lange genug geübt), daß wir alle in der einen oder anderen Hinsicht immer wieder „sündigen" – mal läßlich, mal wirklich schlimm, *aber* . . .
Auf das, was diesem „aber" folgt, kommt es an. Denn nun müßte das benannt werden, was dem Betreffenden – sogar in einer besonders fatalen Konstellation – unverzichtbar erscheint. Solche unausgesprochenen Maßstäbe möchte ich, heute beginnend, herauspräparieren.
Und nicht etwa, weil mal wieder eine „Besinnung" dran wäre. Sondern weil das sehr konkret mit dem von Ernst Bloch so oft beschworenen „aufrechten Gang", mit unserem Selbstwertgefühl zu tun hat.
Wie entscheidend wichtig das ist, hat z.B. die letzte Honorarumfrage gezeigt. Dabei kam heraus, daß diejenigen von uns, die bei der Vertragsverhandlung zusätzlich zum Grundhonorar eine Beteiligung ausgehandelt hatten, durchschnittlich zwei Prozent höhere Honorare als die anderen bekamen. Nicht niedrigere, wie die Verleger unbeirrt behaupten.
Oder nehmen Sie diejenigen von uns, die an einem der Straelener Übersetzungsprojekte mitgearbeitet haben: sie übersetzen, seitdem sie bei der Redaktionsarbeit durch die Gruppe ihre persönlichen Stärken erlebt und ihre persönlichen Schwächen erkannt haben, auf deutliche Weise selbstbewußter – also phantasievoller und stilsicherer. Sie sind keine grauen Mäuse mehr, die sich vom leisesten verlegerischen Stirnrunzeln einschüchtern lassen, sondern wissen, was sie können und wie weit sie gehen können.
Oder nehmen Sie als Beispiel den Stoßseufzer einer Kollegin, die einen überaus schwierigen Auftrag glücklich fertig hatte und sinn-

gemäß sagte: „Wenn ich schon für die Arbeitszeit, die ich dafür aufwenden mußte, viel zu schlecht bezahlt werde; und wenn schon kein Mensch zur Kenntnis nimmt, was ich da geleistet habe; dann muß ich wenigstens, wenn ich vorm Spiegel stehe, zu mir selbst sagen können: das hast du gut gemacht."
Selbstbewußtsein! Was interessanterweise in den letzten Jahren auch die Bereitschaft erhöht hat - nicht nur im Rahmen der Straelener Teamarbeit, sondern auch außerhalb davon -, Schludereien der Kollegen sehr herb zu kritisieren.
So etwas haben wir alle - und ohne daß es groß hätte vereinbart werden müssen - sehr lange, erstaunlich lange vermieden: Solange wir uns nämlich vor allem als graue Mäuse verstanden, also uns einfach erstmal zusammenkuschelten und gegenseitig die Wunden leckten. Das scheint vorbei zu sein, ein für allemal, und ist für einen Verband wie den unseren wahrscheinlich eine ziemliche Zerreißprobe.
Aber: wir brauchen dieses Selbstbewußtsein, dies Selbstwertgefühl. Also reden wir am besten gleich offen über unsere Maßstäbe oder allgemeiner: über unsere Moral; und verschanzen wir uns nicht hinter Floskeln wie „das Ansehen des Berufsstandes nicht gefährden" oder „in der Beurteilung der Leistung von Berufskollegen taktvolle Zurückhaltung üben" oder „Kritik ohne Schärfe vorbringen".
Haben wir eine Moral oder nicht? Gibt es Grundsätze, auf die sich viele von uns einigen können? Dann sollten wir auch dazu stehen!

Lassen Sie mich nun also die Liste, die ich Ihnen eingangs vorgelegt habe, von hinten nach vorne abarbeiten, damit die wirklichen Dollpunkte, die ersten zwei Gebote, ans dramaturgische Ende dieser Überlegungen rücken, wo sie hingehören, wenn diese ganze Geschichte Folgen haben soll.

Das zehnte Gebot,
Du sollst kein Werk übersetzen, das den Krieg verherrlicht oder zum Rassenhaß aufruft,
ist, meiner Meinung nach, eine bare Selbstverständlichkeit und war hoffentlich nur deshalb seit 21 Jahren in der Versenkung verschwunden. Als Merkposten scheint es mir aber durchaus aktuell: Wenn Übersetzen, unsere Berufstätigkeit, der Völkerverständigung dient (und das hören wir gern und lesen es in jederlei Satzungs-Präambel), dann darf es schlechterdings keine militaristischen oder rassistischen Inhalte transportieren. Ohne Wenn und Aber.
In unserer gewerkschaftlichen Geschäftsordnung heißt es zwar, wir seien „in der Ausübung unseres Berufs völlig frei" und „insoweit nicht den Ausschlußbestimmungen der Satzung" unterworfen. Aber ich würde immer für Ausschluß plädieren, wenn einem von uns der Ausschlußgrund „Verfolgung faschistischer Ziele" angelastet würde.

Mit dem neunten Gebot,
Du sollst nie deinen Kollegen insgesamt schaden, indem du zu Bedingungen arbeitest, die schlechter als üblich sind,
wird es schon knifflig. Denn wenn ich Sie alle jetzt auffordere, diesen Grundsatz - nach dem Vorschlag der ATLF - zu dem Ihren zu machen, und wenn Sie das irgendwie bestätigen, ist das dann schon eine verbotene Kartellabsprache? Ich glaube nicht, da nur sehr allgemein von Arbeitsbedingungen die Rede ist, und damit könnte zum Beispiel der Übersetzer-Normvertrag gemeint sein, den das Kartellamt genehmigt hat.
Wenn es nun passiert, daß einem Menschen, sagen wir mal, aus heiterem Himmel dazu noch etwas anderes einfällt, etwa unsere Honorarumfrage, hat das - schließlich ist es eine Umfrage, nicht eine Empfehlung - kartelljuristisch keine Bedeutung, hoffe ich. Aber im Ernst: es geht natürlich um eine sehr praktische Solidarität, deren Unterminierung uns alle aufs schwerste beeinträchtigt: Wenn zu viele von uns Verträge zu miserablen Bedingungen abschließen, müssen sie vielzuviele Seiten viel zu schnell, also schlampig übersetzen und schaden damit nicht nur allen anderen, weil sie den Ruf der Übersetzer weiter ramponieren, sondern auch sich selbst, weil sie graue Mäuse bleiben, die niemals erfahren können (keine Zeit, keine Zeit!), was aufrechter Gang ist.

Das achte Gebot,
Du sollst keine Übersetzung eines Kollegen überarbeiten, wenn das auf seine Kosten geschieht,
bedeutet wahrscheinlich, man solle keinen Bearbeitungsauftrag annehmen, wenn dem ersten Übersetzer das Honorar um den Betrag, den man selber für die Bearbeitung bekommt, gekürzt wurde. Grundsätzlich bedenkenswert, wenn man's denn überhaupt erfährt.
Wenn aber ein Übersetzer Übersetzer bleiben will, stellt sich ihm dieses Problem gar nicht, weil er dann weiß, daß er, statt an einer mißlungenen Übersetzung hier und da und überall herumzuflikken, den ganzen Text schneller und besser neu übersetzt - wofür er dann selbstverständlich nochmal ein vollständiges Honorar erwartet. Warum soll die Fehlentscheidung eines Verlags unser Problem werden?
Ich würde das achte Gebot also am liebsten streichen, es gehört nicht zu den moralischen Grundsätzen eines Übersetzers.

Das siebte Gebot,
Du sollst alle Anstrengungen unternehmen, daß der Verlag deine Arbeit ernst nimmt (Korrekturen lesen, die Vollständigkeit des Textes kontrollieren usw.),
ist ebenso gut gemeint wie überflüssig. Das ist kein moralischer Grundsatz, sondern ein Bestandteil jedes Übersetzervertrags. Das siebte Gebot können wir also kurzerhand streichen. Ebenso das sechste Gebot,
Du sollst keine bereits existierende Übersetzung plagiieren,
denn praktisch in jedem Übersetzervertrag steht ausdrücklich, daß man die Übersetzung selber zu machen hat. Und es müßte sich eigentlich herumgesprochen haben, daß Plagiieren Diebstahl ist, also strafbar.

Ich werde nun nicht nicht den Fehler begehen, dem Schnee von gestern nachzutrauern und hier das große Wehgeschrei über unsere Verlage anzustimmen, denn aus ihrer Sicht stellt sich die Situation recht einfach dar: Der litauischen Literatur fehlt bei uns die Leserschaft. Und warum das so ist, habe ich ebenfalls von einem Verlag erfahren, dem ich einen Band *Litauische Erzähler* vorgeschlagen habe: Litauische Literatur wird nicht gedruckt, weil sie bei uns unbekannt ist - sie ist bei uns unbekannt, weil sie nicht gedruckt wird. So ist das also! Und nun mach' was dagegen! **Jochen D. Range**

Das fünfte Gebot,
Du sollst deine Übersetzung nie nach einer anderen Übersetzung, sondern nur nach dem Originaltext machen,
ist nun allerdings wieder ein eminent moralischer Brocken und, wie ich meine, ein Gebot, das wir unbedingt einhalten müssen, wenn wir als Übersetzer glaubhaft bleiben wollen.
Warum? Weil es schon schlimm genug ist, daß immer mehr Verlage zu puren Druckereien verkommen, die gar keine Ahnung haben, was für Texte sie da durchschleusen, also auch nicht, was sie uns mit einem solchen Auftrag zumuten. Und weil es schon schlimm genug ist, daß es Menschen gibt, die sich Lektoren nennen und uns so etwas zumuten.
Während wir Übersetzer genau wissen und Tag für Tag durchleiden, was wir beim Übersetzen eines Textes alles notgedrungen umschreiben: wo wir paraphrasieren, weil's sonst niemand verstünde, wo wir Effekte weglassen, weil unsere Sprache sie nicht hergibt, aber an anderer Stelle wieder einschmuggeln, obwohl dort im Original gar nichts Besonderes passiert. *Wir* wissen genau, wie stark die Übersetzung einen Text verändert; und wir wissen genau, was passiert, wenn dieser veränderte Text einer neuen Übersetzung zugrunde liegt: daß dann der Bezug zum Originaltext meist vollends verschüttet wird.

Das vierte Gebot,
Du sollst bei deiner Übersetzung weder etwas auslassen noch etwas hinzufügen, falls dadurch das Werk erheblich verändert wird,

ist wiederum kaum eine Sache der Moral, weil so etwas normalerweise im Übersetzervertrag zwingend vereinbart ist.
Auch das dritte Gebot,

> Du sollst die Gedanken deines Autors weder mit Absicht noch unbedacht in tendenziöser Weise verfälschen,

gehört in die Rubrik Übersetzervertrag, nicht zur Moral. In unserem Normvertrag und eigentlich in allen Übersetzerverträgen lauten die beiden Gebote zusammengefaßt so:

> Der Übersetzer verpflichtet sich, das Werk ohne Kürzungen, Zusätze und sonstige Veränderungen gegenüber dem Original in angemessener Weise zu übertragen.

Der Pferdefuß (und er war sicher der Anlaß für die Kollegen der ATLF, diese beiden Gebote zu formulieren), der Pferdefuß folgt auch in unserem Normvertrag:

> Abweichend von und/oder ergänzend zu [diesem] Absatz werden folgende Eigenschaften und Besonderheiten der Übersetzung vereinbart:

Wenn darunter nichts Präzises steht, sondern der Lektor nur am Telefon gesagt hat: „machen Sie mal, kürzen Sie auf 128 Seiten" oder „peppen Sie die Sex-Szenen auf", kann es vielerlei Ärger geben – mal abgesehen von der eher moralischen Frage, warum eigentlich wir Übersetzer die Arbeit des Lektorats machen sollen.
Kurz: von den bisher betrachteten acht Geboten sind uns als echte, moralische Gebote nur drei übriggeblieben, das zehnte, das neunte und das fünfte. Das ist nicht viel, wenn wir darauf unseren „aufrechten Gang", unser Selbstbewußtsein und Selbstwertgefühl begründen wollen.

Bleiben also die ersten zwei Gebote der Liste. Das zweite Gebot,

> Du sollst nie in eine Sprache übersetzen, die nicht deine Muttersprache ist, es sei denn, du beherrschtest sie so gut wie deine Muttersprache,

ist unter literarischen Übersetzern längst unumstritten. Also können wir uns dessen kaum brüsten. Und es ist zweifellos ein bißchen zu platt, um wirkungsvoll ein labiles, geschundenes Ego zu stützen.
Aber der Nebensatz bringt uns auf die Spur: Die **Beherrschung der Muttersprache**, das ist die entscheidende Sache. Was heißt es eigentlich genau, wenn man von jemandem sagt, er beherrsche seine Muttersprache? oder wenn man gar sagt, er beherrsche seine Muttersprache in allen Registern – denn gerade dies ist manchen von uns schon lobend nachgesagt worden.
Ich bin überzeugt davon (und habe von Anfang an versucht, Sie genau auf diesen Punkt hinzuführen), daß wir uns endlich einmal gründlich damit beschäftigen müssen, was wir Übersetzer unter „Beherrschung der Muttersprache" verstehen. Das ist nämlich mit Sicherheit etwas ganz anderes, als in den Deutsch-Lehrplänen steht.

Und wir wissen im Grunde alle, daß unser Selbstwertgefühl als Übersetzer (wenn wir denn eines haben) in erster Linie aus der tagtäglichen Erfahrung entspringt, daß wir unsere Muttersprache in einer ganz besonderen Weise beherrschen, die wir auf Anhieb kaum beschreiben können, weil uns dauernd Vertragskram und andere Dinge aus dem Umfeld unserer Arbeit ins Gehege kommen. Nun, ein paar dieser Störungen habe ich mit den bisherigen Überlegungen über unsere Moral hoffentlich so weit ausgesiebt, daß man sie künftig beiseite lassen kann.

Ähnlich wie mit der Beherrschung der Muttersprache geht es auch mit dem ersten Gebot,

> Du sollst nur aus einer Sprache übersetzen, die du gut genug kennst.

Ja, was bedeutet es eigentlich, wenn man von jemandem sagt, er kenne eine Sprache, aus der er übersetzt, genau – denn auch dies ist manchen von uns schon lobend nachgesagt worden.
Auch das ist wiederum mit Sicherheit etwas anderes, als in den Fremdsprachen-Lehrplänen steht, zumal viele von uns ihre jeweilige Übersetzungssprache nicht einmal nach Lehrplänen, sondern ganz woanders gelernt haben. Aber eben immer auf solche Weise, daß wir nun daraus übersetzen können.
Damit ist abgesteckt, wie dieser Vortrag (wenn mir ein paar von Ihnen helfen) unter dem Titel „Die Moral des Übersetzers, Teil 2" weitergehen muß – im ÜBERSETZER oder im nächsten Jahr an dieser Stelle: Wir müssen uns die ersten beiden Gebote vornehmen und sie möglichst detailliert auseinanderlegen.

Als vorläufiger Abschluß des heutigen, ersten Teils zunächst nochmal die fünf Gebote, die uns von den Berufs- und Ehrenordnungen geblieben sind, hintereinander:

1. Du sollst nur aus einer Sprache übersetzen, die du gut genug kennst.
2. Du sollst nie in eine Sprache übersetzen, die nicht deine Muttersprache ist, es sei denn, du beherrschtest sie so gut wie deine Muttersprache.
3. Du sollst deine Übersetzung nie nach einer anderen Übersetzung, sondern nur nach dem Originaltext machen.
4. Du sollst nie deinen Kollegen insgesamt schaden, indem du zu Bedingungen arbeitest, die schlechter als üblich sind.
5. Du sollst kein Werk übersetzen, das den Krieg verherrlicht oder zum Rassenhaß aufruft.

> . . . man muß, um den richtigen Ton zu treffen, beispielsweise mehrere Wochen in einem bestimmten New Yorker Hotel zugebracht und seine typischen Gäste kennengelernt haben oder, anderes Beispiel, eine Messe in der Warschauer Johannes-Kathedrale oder eine Wallfahrt nach Tschenstochau miterlebt haben. Aus meiner eigenen Arbeit weiß ich, daß man die ekstatischen Beschreibungen der mediterranen Sonnenglut, wie man sie bei J. M. G. Le Clézio findet, nirgendwo anders als eben auf den kahlen Hügeln von Nizza in der Backofenhitze des August verdeutschen kann; in der grünen Landschaft des Odenwalds mit seiner erfrischenden Kühle ist – außer vielleicht mit Hilfe von LSD oder Meskalin, aber auch das halte ich für unwahrscheinlich – die Auflösung des Ichs, das Zerfließen, nein, Zerstieben des eigenen Körpers in die von der Sonne aufgeputschte, toll durcheinanderwirbelnde Umgebung überhaupt nicht nachvollziehbar.
>
> **Friedrich Griese**

Und nun das, wofür ich um Ihre Mithilfe bitte:
Ich bitte Sie (möglichst viele von Ihnen), mal schriftlich, in ein paar formlosen Notizen festzuhalten, wo oder wie Sie *selber Deutsch gelernt* haben, so wie Sie es heute beherrschen.
Das waren sicher mehrere Schritte, allerlei Um- und Irrwege, verschiedene Stufen: vielleicht die Schule, oder eine bestimmte Person; vielleicht ein schlaues Buch (das Sie wahrscheinlich heute nur noch mit Grausen anfassen), oder eine systematische Lektüre; vielleicht eigene literarische Versuche, oder Formulierungsnöte bei den ersten Übersetzungsaufträgen. Und so weiter. Was haben Sie daraus jeweils gelernt? Und wie kann man dies Gelernte zusammenfassen?
Ich will also keine „literarische Autobiographie" von Ihnen, sondern deren praktische Ergebnisse: jene Erkenntnisse, Maßstäbe, Handwerksknifte, die Sie selbst noch heute nutzen und, da sie nützlich waren, anderen empfehlen können. Ich vermute, daß der Prozeß des Schreibenlernens bei vielen von Ihnen sehr ähnlich verlaufen ist, daß wir also vieles pauschal zusammenfassen können. Aber ich werde mir erlauben, einige von Ihnen um einen persönlichen Bericht zu bitten, wenn Sie einen selteneren Weg begangen haben.
Und von einigen von Ihnen (darüber gibt es nämlich auch Literatur) erbitte ich etwas Ähnliches für die Fremdsprache. Insbesondere:
Wie erhalten Sie Ihre Kenntnis der Fremdsprache aufrecht? wodurch lernen Sie hinzu? Was ist die spezifische, für einen Übersetzer nötige Fremdsprachenkenntnis, die im Unterricht offenbar kaum vermittelt wird? Und wie kann man sie jungen Kollegen vermitteln?
Dabei bitte ich um Ihre Mithilfe. Es ist wahrhaftig genug zu tun.

Hans Günter Holl

Eine Hinrichtung aus Liebe: Über Gepflogenheiten

In der Literaturbeilage der FRANKFURTER RUNDSCHAU zur Buchmesse 1986 findet sich auf Seite 16 eine Rezension von Uwe Schweikert. Sie heißt „Verhackstückung – Glenn Gould auf deutsch zur Strecke gebracht" und bezieht sich auf das beim Piper Verlag in München erschienene Buch des kanadischen Pianisten Glenn Gould *Von Bach bis Boulez.* Das Besondere an der fast halbseitigen Rezension ist, daß sie mit keinem Satz auf den Inhalt des Buchs eingeht, sondern ausschließlich die Übersetzung von Hans-Joachim Metzger aufs Korn nimmt.

Die entscheidende Passage lautet: „Die deutsche Ausgabe ist nicht nur gelegentlich, sondern durchweg ein Ärgernis, ein Trauerspiel, ja: ein Skandal. Ich kann mich nicht erinnern, jemals eine derartig unbeholfene, schlechte, klippschülerhafte Übersetzung eines ernst zu nehmenden Buches aus einem ernst zu nehmenden Verlag in der Hand gehabt zu haben. Offensichtlich hat niemand dieses Meistermachwerk – Hans-Joachim Metzger heißt der Täter – vor der Drucklegung gelesen, geschweige denn lektoriert. Was da auf dreihundert langen Seiten zusammengeflickschustert, an Stilblüten, schlichten Fehlern, sinnentstellenden Anglizismen bis hin zum vollkommenen Galimathias zu Papier gebracht wurde, übersteigt jede Vorstellung, aber auch jede Toleranzschwelle. Die Opfer dieses vorsätzlichen Totschlags sind der Autor und die Leser."

Das ist starker Tobak. Wer es nun, trotz dieses brutalen Verrisses, über sich bringt, das geächtete Buch selbst in die Hand zu nehmen, rechnet mit einer Art schizophrenem Wortsalat; zumindest aber mit einer so stümperhaften Vergewaltigung von deutscher Sprache und musikalischer Terminologie, daß er dem empörten Rezensenten beipflichten kann, wenn er sarkastisch Lessing zitiert – „Deutsche Sprak, schwere Sprak" – und den Übersetzer als „unser Herr Kannitverstan" verhöhnt.

Der erwartete Effekt bleibt aus. Liest man zunächst nur die Übersetzung, ohne mit dem Original zu vergleichen, wird man wohl an manchen Stellen stutzig, reibt sich am Text und kommt auf den Gedanken, dem Übersetzer habe es an Mut gefehlt, freier zu formulieren, sich etwas mehr von der Vorlage zu lösen und deutsche Entsprechungen für die vielen amerikanischen Wortspiele und Idiome zu erfinden. Aber das ist eher Geschmackssache. Auch die *Ulysses*-Übersetzung eines Hans Wollschläger kann nicht das Original ersetzen, sondern allenfalls Lust darauf machen, und nicht anders verhält es sich mit Hans-Joachim Metzgers Übersetzung eines fast ebenso schwierigen und eigenwilligen Autors. Sie ist flott, aber nicht glatt, reizt durch ihre bewußt eingesetzten Brüche zum Widerspruch, erfordert ständige Konzentration und zwingt nicht nur zum Nachschlagen, sondern auch zum Nachdenken. Für völlige Laien dürfte sie so ungenießbar sein wie das Original; und mit diesem zu vergleichen, dazu lädt sie ein, ja, sie fordert den Vergleich geradezu heraus, will also die Widerspenstigkeit des Autors nicht unter einer marktgerechten Schönung oder Trivialisierung beerdigen. (Wer ein Buch genüßlich in einem Zuge durchlesen möchte, sollte eher zu Konsalik als zu Gould greifen.)

Vergleicht man nun die Übersetzung mit dem Original, dann wird deutlich, daß Formulierungen, die im Deutschen schroff wirken, im Amerikanischen mindestens ebenso schroff, wenn nicht noch schockierender sind. Sie erklärend zu glätten, hätte bedeutet, das *enfant terrible* Gould zum Musterknaben zu stilisieren. Die Übersetzung wird nicht nur dem Geist Glenn Goulds gerecht, der am Klavier so unbeugsam eigenwillig war wie mit der Feder; sie ist auch in der Gesamtkonzeption durchdacht, terminologisch konsequent und sachkundig, sprachlich einfühlsam. Das heißt nicht, daß man nicht über manche Stellen streiten könnte; aber zwischen Streiten und der Verurteilung als „schlicht falsch" oder unvertretbar besteht doch ein erheblicher Unterschied.

Ich wähle zwei Beispiele, an denen sich der Rezensent stößt. Gould verwendet mehrfach den Ausdruck „halcyonic days". Das Wort „halkyonisch" oder „halkyonische Tage", wie Metzger übersetzt, steht nicht im Wahrig, allerdings findet man es im Muret-Sanders. Schlägt man daraufhin im Brockhaus nach, liest man unter dem Stichwort: „Tage glücklicher Ruhe, so genannt nach Halkyone (→ Alkyone)." Und dort wiederum: „im griech. Mythos die Gemahlin des Keyx, wurde wegen ihrer Trauer um ihren ertrunkenen Gatten in einen Eisvogel verwandelt; während der Brutzeit ließ Zeus 14 Tage alle Winde ruhen." Der Übersetzer wußte, und hat richtig übersetzt, ohne sich zum Lehrmeister des Lesers aufzuspielen. Der Rezensent wußte nicht, und hat um so schärfer verurteilt.

Das zweite Beispiel hängt mit Goulds zumindest unkonventionellen Äußerungen über Mozart zusammen, den er wiederholt als „zweitrangigen Musiker" bezeichnete. In einem Interview antwortete er auf die Frage, ob er Mozarts Werk ablehne, mit den Sätzen: „No, I reject the bilateral approach to Mozart. I don't think that his occasional flirtations with gravity warrant a split-screen analysis of output." Metzger übersetzt nun den letzten Teil fast wörtlich mit „Split-Screen-Analyse des Outputs" und zieht damit den Zorn des Rezensenten auf sich. Natürlich könnte man die Passage im Deutschen erklärend wiedergeben. Analysiert man aber die „Split-Screen-Analyse des Outputs", dann wird klar, daß Gould Mozart gegen seine Liebhaber verteidigen wollte, indem er Ausdrücke eben der Kino- und Computerkultur verwendete, die den schönen, harmonischen Mozart zum Heros stilisiert. Die in ihrer Schroffheit adäquate Übersetzung fordert zumindest zu dem Gedanken heraus, ob man Mozart heute nicht nur dadurch vor der Kulturindustrie retten kann, daß man ihn beleidigt.

Mit den übrigen Vorwürfen Schweikerts steht es nicht viel besser. Sie erweisen sich bei näherem Hinsehen als unbegründet und sachlich nicht haltbar. Was aber überraschend ist: Vergleicht man die Rezension mit dem Buch, dann erkennt man nicht nur die weitverbreitete Strategie, Dinge durch entstelltes und rhetorisch manipulierendes Zitieren zu verfälschen; man wundert sich auch darüber, daß viele der von Schweikert angeprangerten Fehler und Mängel im Buch gar nicht vorkommen. Der Grund ist so einfach wie trivial; **die Rezension wurde anhand der Druckfahnen geschrieben,** und dem Rezensenten kam es nicht in den Sinn, den Verlag über seine Funde zu informieren. Das hätte ihn ja um die Pointe gebracht. Diese ist allerdings auch so dahin, denn die wirklichen Fehler wurden vor Drucklegung rechtzeitig beseitigt.

Wenn ein Rezensent zu einem so bösartigen und vernichtenden Rundumschlag ausholt, wie hier geschehen, muß man sich auch nach dem Motiv fragen. Denn ihm dürfte ja bewußt sein, daß ein so radikales Verdammungsurteil, an prominenter Stelle veröffentlicht, im Kulturbetrieb so manchen – etwa den Übersetzer oder die Lektoren – Kopf und Kragen kosten kann. Schweikert selbst deutet an, daß sein Motiv eine fetischisierende Liebe zu Glenn Gould und dessen Produkten sein könnte, die ihm anscheinend wichtiger sind als lebende Menschen. Stolz rühmt er sich, intimer Kenner Goulds zu sein – „vor allem, wenn man seine Schallplatteneinspielungen in den amerikanischen Originalpressungen besitzt" –, und leitet daraus so etwas wie eine Monopolstellung für die verbindliche Interpretation ab. Aber die Liebe zum Fetisch bürgt nicht für Sachkunde; eher macht sie blind. Und in diesem Zustand hilft nur die rationale Auseinandersetzung mit den eigenen Impulsen oder einfach Abwarten. Si tacuisses . . .

Schweikert hat aber nicht abgewartet, sondern am Schluß seiner Rezension zum entscheidenden Vernichtungsschlag ausgeholt: „Autofirmen, die Modelle mit Produktionsfehlern auf den Markt bringen, rufen die betroffenen Serien zurück. Man muß dem Piper Verlag raten, dieses Buch aus dem Handel zu ziehen und mit der Übersetzung des noch ausstehenden zweiten Bandes einen anderen, des Deutschen wie Englischen *kundigen* Übersetzer zu beauftragen."

Ob man Autos so ohne weiteres mit Büchern vergleichen kann, sei dahingestellt. Fetischisieren lassen auch sie sich allemal. Ein Buch muß aber nicht Fetisch, sondern kann auch Anlaß zum Nachdenken sein. Und wenn man nachdenkt, kommt man vielleicht zu dem Schluß, daß man auch im Kulturbetrieb nicht vorsätzlich Schaden anrichten soll, nur um die eigene Person in den Vordergrund zu schieben.

Daß eine gelungene Übersetzung sich lesen müsse, als sei sie ein Original, ist eine der obersten Maximen des Übersetzens und zugleich eine Binsenweisheit. Welcher Englischkundige wüßte nicht, daß die englische *tea-cup,* wenn es in ihr stürmt, diesseits des Kanals zum kargen Wasserglas, das *hot water* dagegen, in welches einer geraten kann, zu Nesseln und das *ship,* das man wieder flottmacht, zur Karre wird!
Bei der Wiedergabe von Wendungen, idiomatischen zumal, greifen Übersetzende wie selbstverständlich zu den linguistisch beglaubigten deutschen Entsprechungen, mögen deren Dinginhalte auch mit den Realien der anderen Sprachwelt wenig gemeint haben. Damit aber begehen sie einen kleinen Verrat: Indem sie die Sache zur unseren machen, nehmen sie ihr das Fremde und erkaufen das treffende Wort mit dem Verlust der sinnlich-konkreten Gestalt des Originals. Wenn sich etwa die britische Alltagskost *fish and chips* in ein deutschübliches „Wurstbrot" verwandelt, dann verschwindet unter der Hand ein bezeichnendes Element der materiellen Kultur Großbritanniens, und sei es auch nur der besondere Duft, der zur Inselluft gehört wie der Bratfisch zum Speisezettel. Wer sich bei der Übersetzung des stereotypen *he said* die zahlreichen Varianten des Sagens zunutze macht, die das Deutsche von „äußern" bis „zischen" bereithält, der tut zwar einer heimischen Konvention Genüge, verändert jedoch Stil und Ton des Originals und rückt es womöglich in die unerwünschte Nähe des vergangenen Jahrhunderts. *Traduttore, traditore;* die Binse erweist sich als zweischneidig. **Herbert H. Graf**

Aus dem Alltag der Blattlöhner

So geht's auch!

Daß Übersetzer(-innen) in Buchbesprechungen meist gar nicht und wenn, dann mit irgendeiner pauschalen und meist unausgewiesenen Wertung im letzten Satz erwähnt werden, ist schon oft beklagt worden. Es geht aber auch anders! Von Ricarda Schmidt, Rezensentin von Alice Walkers „Roselily" für die feministische Kulturzeitschrift „Virginia", bekamen Helga Pfetsch und ich über den Verlag einen Brief, in dem es u.a. hieß:
„Bloß auf einen Fehler bin ich gestoßen, der vielleicht in der nächsten Auflage berichtigt werden sollte, weil er mit Rassismus zu tun hat und das ja gerade bei Alice Walker von zentraler Bedeutung ist. In der Rezension wollte ich das nicht erwähnen, weil sonst ein einziger Fehler unverhältnismäßig viel Gewicht erhalten hätte und von der hohen Qualität der Übersetzung abgelenkt hätte."
Es handelte sich um einen typischen Fehler der Art, die nach dem Motto „Alle Wörter nachschlagen - vor allem die, die man zu kennen glaubt" vermeidbar ist. Die Rezensentin hatte also recht, die Sache wurde in der zweiten Auflage korrigiert, und alle waren zufrieden. Na bitte! *Gertraude Krueger*

Erfahrungen einer unerfahrenen Übersetzerin

Lehrjahre sind keine Herrenjahre. Das merkt jedes aufgeweckte Kind, sobald es sich mit Eltern, Kindergärtnerinnen und Lehrern auseinandersetzen muß. Danach folgen die Professoren an der Uni, und bricht man genervt das Studium ab, um sich hinfort auf den nicht leichten Weg zur literarischen Übersetzerin zu begeben - sprich: um endlich selbständig und frei zu werden -, ist man hocherstaunt, im Verlag als Ersatz für die vorangegangenen „Autoritäten" nun eine Sekretärin vorzufinden, an der einfach kein Weg vorbeiführt.
Naiv und äußerst ungeschickt, enttäuscht über die mittelmäßigen bis miserablen Texte, über den herrischen Umgangston und über den Mangel an Freundlichkeit, zuckte ich die Achseln und sagte mir: „Lehrjahre sind eben keine Herrenjahre!" Und ich übersetzte - für elf deutsche Mark pro Seite. Drei Jahre lang.
Mein Erstaunen verwandelte sich langsam in eine Mischung aus verletztem Stolz und ohnmächtiger Wut über diese entsetzliche Abhängigkeit. *Sie* bestimmte, ob überhaupt, und wenn ja, was ich übersetzen durfte. Und ich arbeitete. Erst kam das Fressen und dann die Moral.
Über die Bezahlung hab ich mich zu Anfang mangels Vergleichsmöglichkeiten nicht gewundert. Es war mein erstes selbstverdientes Geld und insofern mehr, als ich je in der Tasche gehabt hatte. Ich wollte ja keine großen Sprünge machen.
Als ich dann doch mal einen echten Lektor traf und der mir auf Anhieb 14,- DM pro Seite anbot, fing ich wieder an, mich zu wundern. Wie? Sowas gibt's?
Daraufhin weigerte ich mich natürlich, bei besagter Sekretärin in demselben Verlag weiter für 11,- DM zu arbeiten. Sie hatte zwar keinen Schaum vor dem Mund, aber viel hat nicht gefehlt.
Bei einem Ausflug in einen anderen großen deutschen Taschenbuch-Verlag verdiente ich vorübergehend 15,- DM pro Seite. Doch alle Wege führten zu besagter Sekretärin zurück. Sie bot mir einen Vertrag für ein - wie sich später herausstellte - nicht leicht zu übersetzendes Buch an: 450 Manuskriptseiten, vier Wochen Zeit, 14,- DM pro Seite. Weit und breit keine anderen Aufträge in Sicht. Naiv wie ich war, unterschrieb ich.
Zehn Stunden in der Woche Uni - ich hatte wieder angefangen zu studieren -, ansonsten nur meine Schreibmaschine und ich. Zwischendurch ein paar Stunden Schlaf.
Nach drei Wochen war ich am Zusammenbrechen.
Nach dreieinhalb Wochen kroch ich mit einem Blumenstrauß in der Hand zu Kreuze.
„Ich schaff's nicht, geben Sie mir bitte eine Woche länger Zeit."
Falscher Zeitpunkt, sie war schon am Schäumen.
„Frau Jensen, das hätten Sie doch vorher wissen können! Wenn Sie der Aufgabe nicht gewachsen sind, müssen Sie rechtzeitig vom Vertrag zurücktreten. Was soll ich denn jetzt dem Drucker sagen?"
Ich wagte vorzuschlagen, den Drucker höchstpersönlich zu besänftigen, falls sie mir seine Telefonnummer zur Verfügung stellen wolle. Das brachte sie von 190 auf 340.
Ich hab das Buch dann einschließlich aller Korrekturen innerhalb von fünf Wochen geschafft. Ich wog noch 45 Kilo und wußte jetzt, daß ich über 15 Stunden am Tag konzentriert arbeiten kann. Ich wußte ebenfalls, daß ich das nie wieder machen wollte, und trat der Gewerkschaft bei.
Ach, übrigens, besagte Sekretärin bot mir neulich großzügigerweise wieder so einen Vertrag an - 450 Seiten, 14,- DM, vier Wochen Zeit -, und ich sollte natürlich auch noch kürzen. Als ich für die zusätzliche Arbeit ein höheres Honorar verlangte, wurde sie sofort wieder ausfällig. Schließlich habe sie noch 500 andere Übersetzer zu versorgen . . . *Nora Jensen*

Straelener Berufskunde-Seminar

Mag die Art und Weise, wie der einzelne Übersetzer zu seinem unmöglichen Beruf gekommen ist, noch so verschieden sein, die Probleme, die sich ihm dann bei seiner Arbeit stellen und von deren Existenz er erst nach und nach, oft auf recht unangenehme Weise, erfährt - sie sind für alle dieselben.
Um Kollegen die Möglichkeit zu bieten, sich in dem Filz von Urheberrechten, Finanzamtsgebaren, Verlagsschlichen und Vertragsfallstricken und anderen Fährnissen besser zurechtzufinden und auf Fußangeln vorbereitet zu sein, hat die Bundessparte Übersetzer im VS ein erstes Berufskunde-Seminar abgehalten. Zehn Übersetzer packten die Gelegenheit beim Schopfe und fanden sich vom 6.-8. März 1987 im stets aufs neue beeindruckenden Europäischen Übersetzer-Kollegium zu Straelen ein. Daß die

nicht immer erbaulichen, aber durchweg hörens- und notierenswerten Ausführungen von Ursula Brackmann, Rudi Hermstein und Klaus Birkenhauer von unzähligen Fragen seitens der Teilnehmer durchsetzt waren, machte deutlich, wie notwendig derartige Veranstaltungen auch für die älteren Hasen unter uns sind. Vorsicht, wenn ein Verleger oder Lektor mich morgens um acht aus dem wohlverdienten Schlaf reißt und Wichtiges schnell-schnell aushandeln will – Bedenkzeit ausbedingen! Stets den Paragraphen 36 des Urheberrechtsgesetzes im Auge behalten – man kann ja nie wissen, wie erfolgreich das Buch wird! Genaue Lektüre des Vertrags! Auf Rechtseinräumungen achten!
Äußerst verdienstvoll Rudi Hermsteins klare Dokumentation zur Einkommenssteuer, die Punkt für Punkt durchgesprochen wurde. Ebenso Klaus Birkenhauers Übersicht über deutsche Wörterbücher und Lexika und seine Hinweise und Kniffe zum Gedichteübersetzen. Wichtig die Informationen aller drei Referenten zur VG Wort, zum Rechtsbeistand durch den VS und vielem anderen mehr.
100 DM Teilnahmegebühr sowie die Anfahrt kostete das Wochenende, dafür gab es von morgens bis nachts Information, Diskussion, Erfahrungsaustausch, sowie Übernachtung und Verpflegung, letztere nach allen Regeln von Ursula Brackmanns Kunst. Eine Investition, die sich für alle Teilnehmer gelohnt hat.

Eike Schönfeld

Lektoriert denn niemand die Lektoren?

Abiturienten, Studenten seien des Deutschen nicht mehr mächtig, so las man hin und wieder in der Zeitung und staunte. Ungläubig. Bis man es am eigenen Manuskript erfuhr. Denn nun haben die jungen Sprachunkundigen Einzug in die Lektorate unserer Verlage gehalten. Und man staunt abermals. Ungläubig. Unschuldig-unerfahren dürfen sich die Nachwuchs-Lektoren frisch, frei und ungestraft über unsere Manuskripte hermachen. Gestraft sind nur wir, die wir viel unbezahlte Zeit darauf verwenden müssen, unsere Texte gegen schlechtes Deutsch zu verteidigen. Da wurden schiefe Bilder eingefügt, Präpositionen falsch verwendet, gar Verben „aktiviert", deren Gebrauch nur im Passiv üblich ist. Von mangelndem Sprachgefühl gar nicht zu reden.
Die Zusammenarbeit mit fähigen Lektoren kann fruchtbar sein und ist es meistens auch. Jeder ist dankbar für gute Lektoratsvorschläge. Wer hat sich nicht schon erleichtert an den Kopf gefaßt, wenn vom Lektorat die Lösung kam, nach der man selbst vergeblich gesucht hatte?
Auch die Zusammenarbeit mit unfähigen Lektoren kann fruchtbar sein. Für den Lektor. Aber womit haben wir die Strafarbeit verdient, in zeitraubender Zettelchen-Schreiberei oder stundenlangen Ferngesprächen (auf Kosten des Verlages, gottlob) den Junglektoren Punkt für Punkt zu erläutern, warum etwas *so* nicht geht?
Aber ich bin vielleicht zu streng mit den jungen Menschen. Sie haben natürlich in der Schule doch etwas gelernt. Das große rote „A", gepaart mit „Wdhlg." am Rand des Deutschaufsatzes ist ihnen unvergeßlich. Und so variieren sie bemüht und munter, wo Wortwiederholungen von Autor und Übersetzer beabsichtigt sind.
Wie können wir uns gegen unqualifizierte Lektoren wehren, ohne daß jedesmal von neuem ein Einzelkampf geführt werden muß? Welche Voraussetzungen muß eigentlich jemand mitbringen, um in einem renommierten Verlag als Lektor beschäftigt zu werden? Jeder kann sich über unser Können informieren, indem er in ein von uns übersetztes Werk schaut. Wer informiert sich aber über die Befähigung der Lektoren? Wer prüft sie? Warum läßt man Anfänger allein, ohne Anleitung, auf unsere Texte los?
Es geht ja vielleicht gut aus. Die junge Person ist aufnahmebereit, einsichtig, entschuldigt sich sogar für etliche Schnitzer und hat vielleicht nach mehreren Briefen und Telefongesprächen etwas gelernt, die ersten Erfahrungen gesammelt. Aber wieso ist es eigentlich unsere Aufgabe, junge Lektoren anzulernen?
P.S.: Das gleiche gilt analog für Lektorinnen.

Margarete Längsfeld

Johannes Hösle

Überlegungen eines Katalanisten

Zur „Woche des deutschen Buches" in Barcelona

Im Juni 1985 fanden in Madrid die „Wochen des deutschen Buches" statt. Die spanische Regierung hatte in Bonn diplomatische Schritte unternommen, damit Madrid bei der Wanderausstellung nicht, wie zunächst vorgesehen, durch Barcelona, die Hauptstadt des spanischen Verlagswesen, in der Reihenfolge der erste Platz streitig gemacht wurde. Erst im November 1986 konnten daher in Katalonien die „Wochen des deutschen Buches" mit Empfängen, Vorträgen und Arbeitsgruppen eröffnet werden.
Man kennt vergleichbare Spannungen zwischen capitale und capitale morale aus Italien, wo Mailand gelegentlich auf Veranstaltungen verzichtet, weil es den ihm von seiner wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung her wohl zustehenden ersten Platz nicht immer ohne Protest räumen will.
Weitaus dramatischere Formen kann die Rivalität zwischen den beiden größten Städten Spaniens annehmen. Das erfuhr die Vertreterin von Inter Nationes bei einer Arbeitssitzung deutscher und spanischer Verleger. Es ging dabei unter anderem um die Probleme und die Möglichkeiten der Bezuschussung von Übersetzungen aus dem Deutschen ins Spanische. Wie es denn mit der Förderung von Übersetzungen aus dem Deutschen ins Katalanische aussehe, wurde gefragt. Ob das denn überhaupt notwendig sei, fragte die Vertreterin von Inter Nationes zurück: ohnehin könne ja jeder katalanische Leser auch Spanisch. Nur wer die jahrzehntelange Unterdrückung des Katalanischen und den zähen Selbstbehauptungswillen der sprachlichen Minderheit unter Franco nicht aus nächster Nähe miterlebt hat, kann so fragen.
Jordi Pujol, der Präsident der Generalitat, der autonomen katalanischen Region, eröffnete die „Wochen des deutschen Buches". Die Generalitat scheute keinen finanziellen und organisatorischen Aufwand, damit das immer noch bestehende Informationsdefizit über die spezifischen Probleme des Landes allmählich abgetragen wird. Wer die historischen Hintergründe der Region kennt, wird begreifen, warum es manchen Katalanen schwerfällt, einen deutschen Schriftsteller über die unter Franco als Instrument der Unterdrückung eingesetzte spanische Sprache zu rezipieren. Wer immer sich mit Katalanen über ihre Sprache unterhält, wird sich daher darüber Rechenschaft geben müssen, daß er sich auf ein Gebiet begibt, auf dem leicht Tabus verletzt werden können.
Andererseits bestehen auf der Seite der nur spanischsprachigen Einwohner Barcelonas nach wie vor gewisse Empfindlichkeiten, die ihrerseits zur Kenntnis zu nehmen und zu analysieren sind. Der junge Germanist Jordi Nadal hatte im Auftrag der autonomen Regierung die Veranstaltungen im Rahmen der „Wochen des deutschen Buchs" vorzüglich vorbereitet und koordiniert. Unter der Leitung des Präsidenten der Associació Professional de Traductors, Intèrprets i Correctors de Llengua Catalana wurde schließlich mit deutschen und katalanischen Übersetzern vor allem darüber diskutiert, wie das enorme Defizit behoben werden kann, das immer noch hinsichtlich der Präsenz des katalanischen Buchs in Deutschland besteht. Auch wenn berücksichtigt wird, daß in quantitativer Hinsicht die katalanische Literatur mit der deutschen nicht vergleichbar ist, so darf das nicht dazu führen, die katalanische Buchproduktion seit dem Mittelalter als quantité négligeable zu betrachten.
Erfreulich war es daher, daß Fritz Vogelgsang nach Barcelona gekommen war, der durch seine Übertragungen von zwei vollständigen Gedichtbänden Salvador Esprius (Die Stierhaut, Ende des Labyrinths) einen neuen Anfang gesetzt hat. Die beiden Gedichtbände konnten, auch dank der großzügigen Unterstützung der Generalitat, von Vervuert in Frankfurt veröffentlicht werden. Seit den fernen Tagen der Verdaguer-Rezeption um die Jahrhundertwende gab es das nicht mehr: Katalanische Gedichte auf deutsch nicht nur als Teil von Anthologien, sondern unter Respektierung der ursprünglichen Gesamtkomposition als kompletter Gedichtband. Fritz Vogelgsang verstand es bei einer zwei-

sprachigen Lesung, das zahlreiche Publikum von der hohen Qualität seiner Übertragungen zu überzeugen: sowohl die Kadenz seiner Stimme wie auch die sprachliche Kraft seiner deutschen Version gaben Esprius an dem anklagenden Gestus alttestamentarischer Propheten geschulten Impetus adäquat wieder.
Angelika Maass, die verdienstvolle Suhrkamp-Übersetzerin von Romanen und kurzer Prosa Mercé Rodoredas, hatte zu den „Wochen des deutschen Buchs" nicht kommen können. Die in jeder Hinsicht bewundernswerte Übersetzungsleistung von Angelika Maass, so bleibt zu hoffen, soll kein isolierter Einzelfall bleiben.
„Normalització", „Normalisierung" ist ein von den Katalanen seit den Jahren der Diktatur viel gebrauchtes Wort. Bei uns muß es nun im Rahmen dieser Normalisierung darum gehen, Übersetzungen aus dem Katalanischen als eine Selbstverständlichkeit durchzusetzen. Dabei gilt auch, den Verlegern einzuschärfen, daß katalanisch geschriebene Bücher tatsächlich auch aus dem Katalanischen übersetzt werden. Es hieße ins achtzehnte Jahrhundert zurückfallen, wollte man literarisch bedeutende Werke nicht direkt aus der Originalsprache übertragen. Verleger, die Übersetzungsrechte für Bücher aus dem Katalanischen erwerben und das Fehlen geeigneter Übersetzer beklagen, müssen sich darüber klar werden, daß es nicht an ihnen fehlen wird, sobald einmal ein Bedarf daran zu erkennen ist. Es gilt nur, mit den inzwischen hierzulande geschaffenen Institutionen für die Pflege der deutsch-katalanischen Beziehungen Kontakt aufzunehmen. Seitdem Til Stegmann 1983 eine deutsch-katalanische Gesellschaft ins Leben rief und an einer Reihe von Universitäten Katalanisch gelehrt wird, ist Katalanisch kein Mauerblümchen mehr. Dies zeigte auch die letzte Tagung des deutschen Hispanistenverbands in Passau Ende Februar. Katalanisch wurde dank einer Reihe von Vorträgen allen Teilnehmern als unverzichtbarer Teil der Hispanistik bewußt.
Die imponierenden Übersetzungsleistungen der Katalanen können hier nicht gewürdigt werden. Es war aber für die Begegnungen in Barcelona eine besondere Bereicherung, daß Feliu Formosa, Josep Murgades und Joan Fontcuberta anwesend waren. Nicht zuletzt ihnen und einigen anderen Übersetzern und Beobachtern des literarischen Lebens in den deutschsprachigen Ländern ist es zu verdanken, wenn die „Wochen des deutschen Buches" in Barcelona das erwünschte Echo fanden. Die Tagung zeigte freilich auch, daß noch viel Informationsarbeit zu leisten ist. An viel gutem Willen auf allen Seiten, so bleibt zu hoffen, sollte es nicht fehlen.

Ein gläubiger Muslim wird seinem Gegenüber nie *reinen Wein einschenken.* Bei einem afrikanischen rituellen Tanz sollte man, wenn die Frauen die Männer auffordern, nicht von *Damenwahl* sprechen, sofern man Assoziationen an mitteleuropäische Schlipskultur und Pennälertanzkurse vermeiden will. Fellachen stehen nicht da wie *begossene Pudel* (gibt es Pudel im Nildelta?), lassen einander auch nicht *im Regen stehen* (es regnet nur alle Jahre, man rennt dann glücklich ins Freie). Bevor ein Bauer aus dem Punjab *zittert wie Espenlaub,* sollte das Lexikon konsultiert werden, ob dort Espen wachsen. Wenn nicht, wäre dieses Bild zu offensichtlich eine neokoloniale Einpflanzung.

Lucien Leitess

David Homel

Die Sprache von Broke City

Im Sommer 1963 mietete sich ein zorniger und bedrückter junger Mann namens Jacques Renaud in der rue Cherrier in Montreal ein möbliertes Zimmer und produzierte innerhalb von drei Tagen, in denen er wie besessen schrieb, einen Roman mit dem Titel *Le cassé,* der in der zwanzig Jahre später erschienenen englischen Fassung den Titel *Broke City* trug. Die Handlung von *Broke City* kann man vergessen: es geht um einen jungen Gammler namens Johnny und dessen Versuch, seine ebenso heruntergekommene Freundin Mena zu halten, aber er verliert sie an einen vermeintlichen Rivalen, bringt diesen um und setzt seine Wanderungen durch ein Montreal, das wahrhaft *cassé* ist, fort.
Was dieses Buch so bemerkenswert machte, war, abgesehen von seiner Aggressivität und seinem Nihilismus, seine Sprache. Renaud hatte sich für *joual,* den Arbeiterjargon von Ost-Montreal, entschieden. Dieser Schritt, den er zusammen mit den Autoren André Major und Claude Jasmin tat, gab den Anstoß zu der *joual*-Bewegung, bereitete den Weg für Michel Tremblay und verlieh der Provinz Quebec eine neue literarische Identität. Endlich, so schien es, würde Quebec seine eigene Literatursprache haben. (*Joual* ist übrigens die *joual*-Form für das französische „cheval", Pferd.) Diese Bewegung löste ihrerseits eine Debatte aus, ob ein Jargon oder Dialekt überhaupt zur Literatursprache erhoben werden könne. Im kanadischen Kontext sahen sich Übersetzer dem Problem gegenüber, wie man dieses Idiom auf englisch wiedergeben solle.

Während der ruhelosen Jahre der sogenannten Ruhigen Revolution hatten sich Energien aufgestaut, die unweigerlich dazu führten, *joual* als neue literarische Sprache gesellschaftsfähig zu machen, und zwar hauptsächlich, weil sie vorher immer zensiert worden war. Denn *joual* galt bis dahin als ein inferiorer Jargon, eine Subsprache, Stigma einer urbanen Bevölkerungsgruppe, die es zu nichts bringen würde und deren Idiom sowohl von kirchlichen als auch von Beamtenhierarchien (die in Quebec meistens identisch sind) bekämpft worden war. Es gab *campagnes de bien parler,* und das Motto *bien parler, c'est de se respecter* wurde in Umlauf gesetzt. Deshalb war es auch nicht überraschend, daß mit dem Aufkommen linker nationaler Bestrebungen in den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren eine Anzahl von Autoren *joual* zur Literatursprache erheben wollten, indem sie darin Bücher schrieben.

Zunächst ein paar Worte über *joual:* Man nehme das allgemein übliche Quebec-Französisch, verstärke dessen Diphthongisierung, lockere die Grammatik und füge einen kräftigen Schuß Anglizismen hinzu - oder besser: Amerikanismen. Gerade diese letzte Zutat verleiht *joual* sein spezifisches Aroma und stellt jene tollkühnen und blauäugigen Zeitgenossen, die meinen, einen „joualisierten" Text ins Englische übertragen zu können, vor gewaltige Probleme. Denn nicht nur hat *joual* englische Vokabeln lexikalisch usurpiert, es hat sie auch, waren sie erst einmal in den Sprachschatz aufgenommen, verzerrt und hat daraus einen Sabotageakt gegen eine sprachliche Besatzungsmacht gemacht. *Pushing* auf *joual* ist keineswegs „pushing" auf englisch; *stépines* (*stepins* = Damenslip) wird zur Vokabel für „panties" oder „briefs"; kurz, es gibt eine Unzahl dieser kuriosen und wunderbaren Wortbildungen.
Aber diese sprachliche Sabotage, obwohl vielleicht für Sammler merkwürdiger Morpheme amüsant, ist nicht Kern des Anglizismusproblems im *joual.* Nehmen wir einen simplen Satz wie *Il s'est assis sur le tchesteurfilde.* „He sat down on the sofa." („Er setzte sich aufs Sofa.") Und doch hat diese durchaus einfache (und durchaus korrekte) englische Übersetzung den sozio-linguistischen Gehalt, der in diesem kurzen Satz steckt, nicht wiedergegeben. Weshalb schreibt Renaud *tchesteurfilde* statt des üblichen französischen *divan*? Und was bezweckt er damit? Worin besteht der Unterschied zwischen diesen Ausdrücken, die sich beide auf etwas beziehen, auf dem man sitzt? Was sollen wir in einem solchen Fall tun, wenn wir *joual* ins Englische übertragen wollen?
Seit den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts ist in der Provinz Quebec Französisch die beherrschende und neuerdings auch die herrschende Sprache. Nirgendwo wird dies offenbarer als im *joual,* das in gewissem Sinne das sprachliche Nervenzentrum der Quebecer Gesellschaft verkörpert. Englisch ist ins Französische einmarschiert, nicht umgekehrt. Die Tatsache, daß wir Anglophonen *tête-à-tête* oder *crêpes suzette* sagen oder, auf etymologischer Ebene, „government", ist nichts im Vergleich zu den vielen Fremdspracheneinflüssen im *joual.* Der *joual*-Sprechende wird zum Beispiel sagen *Il a pogné un flatte* oder *elle l'a*

pitché dehors oder *Il est sur le chômage, il bomme,* und zwar nicht etwa, weil es keine französischen Ausdrücke für die englischen Begriffe gibt, sondern weil gerade diese englischen Redewendungen die ökonomische und sprachliche Vorherrschaft, unter der diese Menschen zu leben haben, besser charakterisiert. Und hier soll auch angemerkt werden, daß es kein Zufall ist, wenn sich die meisten dieser Anglizismen auf aggressive oder verzweifelte Handlungen beziehen.

Was tut nun der Übersetzer, die Übersetzerin, wenn er/sie sich vornimmt, ein Buch, das auf *joual* verfaßt ist, ins Englische zu übertragen?
Zuerst einmal sollte man sich darüber klar werden, daß der Akt als solcher paradox ist. Englisch beeinflußt und verändert das Französische Nordamerikas und nicht umgekehrt. Vorherrschaft ist immer eine Einbahnstraße. Es gibt einfach keine adäquate Übersetzung für die Vorherrschaft und die sprachliche und ökonomische Armut, die in einem simplen Satz wie *Il s'est assis sur le tchesteurfilde* verborgen sind. Gewiß, das Übersetzen aus dem *joual* mag nur um einen Grad unmöglicher sein als die Übersetzung irgendeines anderen literarischen Werkes, und mit diesen Überlegungen im Kopf machte ich mich daran, Renauds *Le cassé* (*Broke City,* Guernica Editions, Montreal 1984) gewissermaßen frontal in Angriff zu nehmen.
Der Südstaatenautor Bob Houston hat einmal gesagt: „Wir schreiben nicht im Dialekt, wir verkörpern ihn", und genauso wie der Autor muß sich auch der Übersetzer darüber klar werden, welche Art von Jargon *joual* repräsentieren soll. Leider scheint hier keines der bereits existierenden Idiome zu passen. Johnny, die Hauptperson in *Broke City,* ist ein weißer Nordamerikaner, dessen Vorfahren bereits seit 300 oder 400 Jahren dort ansässig waren, und deshalb kommen schwarze, südstaatliche, ländlich gefärbte, Einwanderer- oder atlantische Dialekte nicht in Frage. Und auch fast alle anderen nicht. Ich entschied mich also für einen verallgemeinerten urbanen nordamerikanisch-weißen Jargon – die Sprache der Menschen, die zwar eine Menge Gefühle auszudrücken haben, sie aber nicht artikulieren können und deren Frustrationen unweigerlich in antisozialen Ausdrücken explodieren.
Während der Arbeit an *Broke City* tauchte aus meiner Erinnerung eine Grundschullehrerin auf, die mit einem Tadel rasch bei der Hand war, wenn wir *„ain't"* sagten oder irgendeine andere grammatische Schandtat verübten: „Wenn ihr nicht korrekt sprechen könnt, solltet ihr lieber den Mund halten." Ihr hätte ich diese Übersetzung widmen sollen.
Unterwegs verwarf ich eine andere Möglichkeit, nämlich einen neuen englischen Jargon zu schaffen, der das geographische und soziale Gegenstück zu *joual* gewesen wäre. Dazu hätte ich an einem Samstagabend in die Kneipen der Wellington Street in Point St. Charles oder Verdun gehen, den Mund zu und die Ohren gespitzt halten sollen und einen Jargon um das herumkonstruieren, was diese englischsprechenden Typen, Gegenstücke zu Renauds Ti-Jean im East End, sagen würden. Ich vermute, daß am Ende, hätte ich diese Forschungsarbeit betrieben, die Sprache in *Broke City* kaum anders geklungen hätte, als sie jetzt klingt. Aber ich verwarf diese Möglichkeit gerade deshalb, weil sie Forschungsarbeit war, eine konstruierte Sprache, und ich wollte doch so nahe als möglich an die Fieberhitze herankommen, in der Jacques Renaud sein Buch verfaßt hatte. Was auch immer der Übersetzer auswählt, *il s'est assis sur le tchesteurfilde* bleibt immer noch „he sat down on the sofa". Man kann eben nicht viel mehr tun, um die Vorherrschaft und die Verzweiflung, die in jenem einfachen Satz verborgen sind, einzufangen.
1967 sagte Renaud über die von ihm verwendete Sprache: *„Joual* ist zugleich ein Idiom der Unterwerfung und der Auflehnung, des Zornes und der Ohnmacht. Es ist eine Nicht-Sprache, eine Anklage." *Joual* ist eine gegen sich selbst gerichtete Sprache. Darin liegt das Paradoxe von *joual* und vergleichbaren Idiomen wie z.B. *el pocho,* jenem entlang der mexikanisch-amerikanischen Grenze gesprochenen Dialekt. (Interessant ist, daß *pocho* so etwas wie „ausgeblichen" auf mexikanisch bedeutet, als seien die Benutzer dieses mit englischen Vokabeln durchsetzten Dialekts Menschen, die ihre Ursprungsfarbe eingebüßt hätten.) Wieviel kann jemand ausdrücken, wenn er dabei die Sprache von Menschen verwendet, die traditionsgemäß nichts zu sagen hatten und viel zu tief auf der sozialen Leiter standen, zu sehr durch Frustrationen belastet waren, um selbst Kunstwerke zu schaffen? Wieviel Spielraum hat ein Autor, wenn er oder sie sich entschließt, das Universum des *joual* rückhaltlos zu bewohnen? Ist es überhaupt fair, die Sprache einer Gruppe von Menschen zu verwenden, für die diese Sprache ein Symbol der Demütigung und Armut und Isolation ist?
Renaud selbst wurde sich dieses Problems in den Jahren nach der Niederschrift von *Le cassé* bewußt. Aber wie bei allen paradoxen Problemen gibt es auch hier keine schlüssige Lösung. Wahrscheinlich ließ das Bedürfnis, sich in *joual* auszudrücken, in dem Augenblick nach, als die befreiende Wirkung des *joual* zum Tragen gekommen war und es immer selbstverständlicher wurde, sich dieser für Quebec so typischen Sprache zu bedienen. Michel Tremblays Gebrauch von *joual* in den achtziger Jahren gilt alles andere als schockierend oder gar revolutionär; Jacques Renaud hat inzwischen diese aggressive Sprache aufgegeben und sich für Nachdenklicheres entschieden – nicht notwendigerweise als ein Fortschritt im moralischen oder ästhetischen Sinn, sondern eben als etwas Unvermeidliches.
Dies also scheint mir die Lektion, die uns die neuere Literaturgeschichte Quebecs erteilt hat: *Joual* war die Manifestation eines Schlüsselereignisses in der Geschichte der Literaturentwicklung dieser Provinz, aber heute schüttelt niemand mehr den Kopf, wenn es jemand schreibt. Es ist in der Tat zur Literatursprache geworden. Bedeutet dies nun eine Banalisierung oder eine Apotheose des *joual?* Wahrscheinlich keins von beiden – eher ist es ein Zeichen dafür, daß eine Gesellschaft sich akzeptiert hat und aus ihrer eigenen Sprache Literatur macht.

(Aus „Translation Review" 18/1985
Übersetzung: Eva Bornemann)

Alle Kasten-Zitate in dieser Nummer stammen aus Heft 4/1986 der *Zeitschrift für Kulturaustausch,* und dieses rund 150 Seiten starke Heft handelt – na, wovon wohl? Erraten!
Übersetzer – Kuriere des Geistes
lautet der Titel, wobei das Thema beschränkt wurde auf Kuriertätigkeit in eine Richtung: „Vom Übersetzen ins Deutsche". Wenn Sie wissen wollen, was Maria Csollány, Hildegard Grosche, Curt Meyer-Clason, Elmar Tophoven und andere Geisteskuriere von ihren Reisen zwischen den Sprachen zu berichten haben, können Sie das Heft bestellen beim Institut für Auslandsbeziehungen, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1. Kostenpunkt 7,50 DM.

Hamburger Stammtisch-Fans
haben sicher/hoffentlich gemerkt, daß sich im letzten Heft bei der Angabe der Stammtisch-Daten ein Fehler eingeschlichen hat: Die Übersetzer treffen sich nicht jeden ersten, sondern jeden **dritten** Donnerstag im Monat in der Gaststätte „Alt-Berlin".
Pardon!

DER ÜBERSETZER erscheint zweimonatlich. Einzelpreis DM 3,– zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier. Verlag Druck und Papier. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Soatspad 18, 4172 Straelen 1. Redaktion: Rosemarie Tietze, Implerstraße 28, 8000 München 70; Holger Fliessbach, Rieperdinger Straße 11, 8018 Grafing bei München. Herstellung: Lothar Letsche. Postgirokonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. – Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7024 Filderstadt (Bonlanden).